

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 13 (1937)
Heft: 12

Artikel: Ein Arzt erzählt Kulturgeschichte [Fortsetzung]
Autor: Major, Ralph H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751678>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Arzt erzählt Kulturgeschichte

VON RALPH H. MAJOR

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT KANSAS CITY

Deutsch von Viktor Polzer

3. Fortsetzung

«Kerkerfieber».

In den Napoleonischen Kriegen richtete der Flecktyphus, dieser alte Feind der Armeen, fürchterliche Verheerungen unter den französischen Truppen an. Napoleons unheilvoller Feldzug in Rußland brachte die Seuche zum Ausbruch. Die Eroberungsarmee, die im Frühjahr 1812 in der Stärke von mehr als einer halben Million auszog, begann kaum ein Jahr später den Rückzug von Moskau aus mit bloß achtzigtausend Mann in ihren Reihen. Die Soldaten waren ihren Wunden, der Kälte, der Ruhr erlegen, aber das alles zusammen forderte weit weniger Opfer als der Flecktyphus. Je länger der Rückzug währte, desto mehr wurde aus dem Heerhaufen ein Haufen. Dreißigtausend Franzosen wurden bei Wilna gefangen. Zwei Wochen später waren fünf- und zwanzigtausend an Flecktyphus gestorben. Endlich erreichten die Truppen den Njemen und damit Sicherheit. Die große Armee zählte jetzt zwanzigtausend Mann! Napoleon hatte die Eroberung Rußlands mit gewohnter Umsicht und Sorgfalt ausgenommen. Er unterschätzte keineswegs die Tapferkeit oder die Unerschöpflichkeit der Hilfsmittel des Gegners, er wußte Bescheid um die Unerbittlichkeit des russischen Winters. Einen einzigen Feind hatte er nicht in Rechnung gestellt — das Fleckfieber.

Von Zeit zu Zeit setzte die Seuche ihr Radewerk an den Organen englischer Gerechtigkeit fort. Eine Gerichtssitzung, die im Jahre 1750 zu Old Bailey in der Londoner City tagte, zog die gleichen entsetzlichen Folgen nach sich wie die denkwürdigen «Schwarzen Assisen» zu Oxford im siebzehnten Jahrhundert. Als die schmutzigen, zerlumpten Häftlinge der Anklagebank zugeführt wurden, verspürten die Anwesenden einen fürchterlichen Gestank. Kurz nach dem Verfahren erkrankten der Lord-Mayor, der Oberrichter, ein Beisitzer, der Sheriff, einer der Vertreter des Schatzkammergerichtes und mehrere Stadträte am «Kerkerfieber» und starben, desgleichen «vierzig andere Personen, die Pflicht oder Neugier hiehergeführt hatten». Wahrlich, die Gerichte jener Zeit waren unselige Stätten für Leute mit Pflichten oder Neugier.

Dabei standen die Londoner unerfreulichen Gerüchen keineswegs fremd gegenüber. Vielmehr betrachtete man sie als notwendige Übel, gleich Steuern oder Kriegen. Jonathan Swift hatte etliche Jahre zuvor ein Quartier in der Bury Street inne, für das er acht Schilling die Woche zahlte, wobei man, wie er schrieb, «eintausend Gestänke mit draufbekam». Doch Swift war eine widerstandsfähige Natur und lebte drei Monate dort, bis er einen geruchloseren Wohnsitz fand. Das Unterhaus war weit und breit für seinen eigenartigen Duft bekannt, der zu überwältigender Kraft gedieh, wenn die Sonne hell herniederbrannte. Hinsichtlich des Oberhauses lassen die Geschichtsschreiber nichts verlauten. Vielleicht trug der tiefeingewurzelte Respekt, den der treuergebene Brit für seine oberen Zehntausend hat, daran Schuld, daß man die Lords mit Stillschweigen übergieng.

Im siebzehnten Jahrhundert kam Großbritannien auf ein neues Mittel der Steuererhöhung. So mancher geplagte Steuerzahler der Vereinigten Staaten glaubte vermutlich, der Kongreß habe bereits jedes Eckchen und Winkelchen durchstöbert, so oft es um eine neue Steuer ging, doch eine Fenstersteuer gibt's bis heute nicht. Sie war eine Entdeckung britischer Staatsmänner, die jedem Haus mit zehn Fenstern eine zusätzliche Steuer von vier Schilling im Jahr vorschrieben, während auf zwanzig Fenster das Doppelte entfiel. Merkwürdigerweise zahlten die damaligen Wohnungsinhaber Steuern keineswegs

lieber als die heutigen. Und so verschalten, vergipsten, vermauerten sie alle Lichtöffnungen, die es nur irgendwie vertragen, und statteten Neubauten mit so wenig Fenstern aus, als es nur ging. Die Gefängnisverwalter, die ihre Anstalten als halbprivate Geschäftsunternehmungen führten, sahen sich genötigt, die neue Steuer aus ihrem Profit zu begleichen, drum versiegelten sie prompt sämtliche Fenster, und fortan gab es in den Strafhäusern überhaupt keine Lüftungsmöglichkeit.

Die Empörung, die nach der Tragödie von Old Bailey losbrach, brachte die alte Streitfrage «Kerkerfieber und Ventilation» neuerdings aufs Tapet, doch das Parlament, das an den Einkünften der Fenstersteuer Geschmack gefunden hatte, legte keine Neigung an den Tag, das Gesetz abzuändern. Bedauerlicherweise zeigten die Gefängnisverwalter ebensowenig Begeisterung, als der Vorschlag erging, sie sollten die Fenster entsiegeln. Da ersann der Reverend Stephen Hales, bekannt als Gelehrter wie als Philanthrop, ein Lüftungssystem für das Newgate-Gefängnis, mit einer Windmühle auf dessen Dach. Sie wurde regelrecht angebracht, doch während sie der Strafanstalt einen geradezu polizeiwidrigen Gestank entzog und im weiten Umkreis verbreitete, hatte sie leider wenig Einfluß auf das Kerkerfieber. Ja, als etwa ein Jahr später einige Zimmerleute die Windmühlflügel ausbesserten, wurden sieben unter elf vom Flecktyphus erfaßt. Die armselige Ventilation war schlecht, die Gerüche noch schlechter, doch sie trugen am Fieber keine Schuld. Stephen Hales machte sich auf wissenschaftlichem Gebiet durch die Entdeckung des Blutdruckes höchst verdient, aber die Ausrottung des Flecktyphus mit seiner Windmühlanlage gelang ihm nicht. Nach wie vor durchtobte die Krankheit Europa. Die Reichen und Großen erschienen gelegentlich von ihr betroffen, doch vor allem zählten die Armen und Niedrigen zu ihren Opfern. Doch unter den Armen finden wir oft die ganz Großen:

Am 1. Oktober 1808 sollten am «k. k. Konvikt» in Wien zwei Sopranistellen für Sängerknaben der kaiserlichen Hofmusikkapelle besetzt werden. Der Nachweis, daß die Kandidaten eine gute Singstimme besäßen, in die erste Lateinklasse eintreten könnten und bei sonstiger körperlicher Gesundheit die Pocken bereits überstanden hätten, wurde von der Direktion dieser staatlichen Erziehungsanstalt gefordert. Unter den Prüflingen, die in dem Gebäude auf dem alten Universitätsplatz erschienen, befand sich ein etwa elfjähriger, kleingewachsener Knabe mit freundlichem, rundem Gesicht, einer Stupsnase, kurz-sichtigen Augen und gekraustem Haar, angetan mit einem hechtgrauen Röcklein. Der Eintritt des Prüfungskollegiums mag zwar Ruhe, aber auch einig-iges Herzklopfen bei den Harrenden hervorgerufen haben, denn der erste Hofkapellmeister Anton Salieri nahm mit seinem Stellvertreter und dem Gesangslehrer des Konviktes an dem Katheder Platz. Der Letzgenannte, eine magere, vertrocknete Gestalt mit einem langen, dünnen Zopfe, eröffnete die Prüfung. Auch dem Knaben im grauen Röcklein wurde eine Stimme vorgelegt. Sein heller Ton und die Sicherheit des Vortrages erregte erst die Aufmerksamkeit, dann die Verwunderung des Kollegiums. Dessen Urteil legte den Dienstweg zurück. Eine Woche später berichtete der Oberhofmeister seinem vorgesetzten Hofmusikgrafen: «Nachdem bei der vorgenommenen Konkursprüfung... die beiden Sopranisten Franz Schubert und Franz Müller als die tauglichsten befunden wurden, so unterliegt deren Aufnahme keinem Anstande.»

Franz Schubert war der Sohn eines Volksschullehrers, der, selbst ein tüchtiger Musiker, den Knaben seit dessen

fünftem Lebensjahr in die Anfangsgründe der Kunst eingeführt hatte. Auch Franzens ältester Bruder Ignaz unterrichtete den Jungen im Klavierspiel, mußte aber schon nach einigen Monaten dessen entschiedene Ueberlegenheit anerkennen. Auch der erste Gesangslehrer des kleinen Genies versicherte mit Tränen im Auge, er habe einen solchen Schüler noch niemals besessen, der, wenn man ihm etwas Neues beibringen wollte, es schon im Voraus wußte. Noch im Konvikt ward Schubert Salieris Privat-schüler aus Kompositionslehre.

Dank außerordentlicher Begabung und eisernem Fleiß rückte der Zögling im Schülerorchester bald zur ersten Geige auf und erwarb sich gleichzeitig unter den Kameraden manchen treuen Freund des späteren Lebens. Zwei Jahre nach dem Eintritt in die Anstalt schrieb er eine Klavierphantasie für vier Hände und im Jahr darauf, mit vierzehn, eine zweite Phantasie, eine Kantate, eine Ouvertüre, ein Streichquartett und mehrere Lieder. Bis zum siebzehnten Lebensjahr blieb der Jüngling im Konvikt. Drei Monate nach dem Austritt vollendete er seine erste Symphonie.

Die schöpferische Tätigkeit Schuberts in den wenigen folgenden Jahren erreichte kaum glaubliche Leistungen. Zwei Jahre nach Vollendung der Studien, im «Annus mirabilis» 1815, zu einer Zeit, da er sein Leben als Schullehrer fristete und nur in den kärglichen Mußestunden schuf, schrieb er zwei Symphonien, zwei Messen, vier Opern, ein Streichquartett, zwei Sonaten und einhundertsechszwanzig Lieder! «Die Musik war stets die freigebigste aller Künste, doch niemals, weder früher noch später hat sie ihre Schätze mit so verschwendischer Hand ausgeschüttet.»

Neue Lieder, neue Melodien, neue Themen formten sich in seinem Kopf mit verwirrender Schnelligkeit. Eines Abends saß er, nach einer hübschen, allerdings nicht beglaubigten Erzählung, mit einigen lustigen Trinkgenossen in dem Wiener Gasthaus «Zum Biersack» in Währing. Einer der Freunde hatte einen Band Shakespeare mit. Schubert blätterte darin und fand das Ständchen aus «Cymbeline». «Mir fällt da eine schöne Melodie ein», sagte er plötzlich, «hät' ich nur Notenpapier bei mir!»

Doch leider war kein Notenpapier aufzutreiben. Da packte Schubert eine Speisekarte, drehte sie um, zog Linien auf der leeren Rückseite und füllte diese mit Noten. So schrieb er unter Tellerklappern, unterm Klirren von Biergläsern und Johlen der fröhlichen Zecher das wundervolle Lied: «Horch, horch, die Lerch' im Aetherblau».

Ein andermal wieder trafen ihn die Freunde Spaun und Mayrhofer an, wie er glühend vor Erregung im Zimmer auf und ab lief, einen Band Goethescher Gedichte in Händen hielt und eines daraus, das ihn völlig gefangen zu haben schien, laut vorlas. Plötzlich setzte er sich zum Schreibtisch und warf wie toll Noten auf das vor ihm liegende Blatt. «In kürzester Zeit stand die herrliche Ballade auf dem Papier.» Da Schubert damals kein Klavier besaß, konnte sie erst am Abend im Konvikt mit Begleitung zu Gehör gebracht werden. Es war der unsterbliche «Erlkönig», von einem Achtzehnjährigen geschrieben.

Indes, die Wiener Musikwelt verhielt sich gegenüber dem Genie in ihrer Mitte befremdend gleichgültig. Wären die treuen Freunde nicht gewesen, hätte Schubert wahrscheinlich verhungern müssen. Den Schullehrerposten hatte er inzwischen aufgegeben, und die Verleger schienen entweder zu vorsichtig oder zu stumpf, als daß sie seine Komposition angenommen hätten. Ein halbes Jahr bot Schober dem Freund bei sich Quartier, dann

Copyright by Paul Zsolnay Verlag, Wien-Berlin

teilte Schubert zwei Jahre mit Mayrhofer ein Zimmer -- «ein halbdunkles, feuchtes und ungeheiztes Kämmerlein». Aber in einen alten, fadenscheinigen Schlafrock gehüllt, schrieb und schrieb der Komponist in einem Zuge von sechs Uhr morgens bis ein Uhr mittags. Abends staunten die Freunde über die Fülle des Geleisteten und schwebelten in Tönen. Eines Tages schleppte einer etliche Lieder zu dem alten kranken Beethoven. «Wahrlich, in dem Schubert wohnt ein göttlicher Funke!» lautete des Meisters Urteil und er wünschte nun auch Opern und Instrumentalkompositionen des jungen Kollegen kennenzulernen. Doch bald darauf trug man Beethoven zu Grabe.

Schubert war tief erschüttert über das Hinscheiden des Unübertrefflichen, für den er stets anbetende Verehrung empfunden hatte. In den Fieberdelirien seiner Todkrankheit träumte er davon, neben Beethoven begraben zu werden.

Während der nächsten zwei Jahre vollzog sich in Schuberts Lage eine Wendung zum Besseren, einer oder der andere der behägigen Verleger veröffentlichte dieses oder jenes seiner Lieder, die alsbald in ganz Oesterreich erklangen. Nun gab der Komponist ein Konzert aus eigenen Werken (sein einziges!) und hätte Kapellmeister am Kärntner-Theater werden können, wäre er bereit gewesen, Änderungen an der Partitur einiger Opernszenen vorzunehmen. Unterdessen setzte sein Schaffen nicht aus: Lieder, Sonaten und Phantasien entströmten nur so der Feder, denn er schrieb in Hast und Hitze und änderte nicht allzu oft, was einmal auf dem Papier stand. Doch bei zwei Werken verfuhr er überlegter, sorgsamer, kritischer, bei zwei Symphonien, einer in moll und einer in C-dur.

Am 11. November 1828 mußte sich Schubert nach vorausgegangenem Kränkeln mit furchtbarer Mattigkeit zu Bett legen. Schlaf- und Appetitlosigkeit und vor allem die Schwäche quälten ihn. Eine knappe Woche drauf hielten zwei Aerzte ein Konsilium ab und sprachen den Uebergang der Krankheit in «Nervenfieber» aus. Am 17. kam ein Freund, den die Furcht vor Ansteckung nicht abhielt, zu Besuch: der Dichter Eduard Bauernfeld. Drei Tage später schrieb er in sein Tagebuch: «Gestern nachmittag ist Schubert gestorben. Montags sprach ich ihn noch, Dienstag phantasierte er, Mittwoch war er tot.» Die Freunde nahmen die Hinterlassenschaft auf: 53 fl. an Kleidern und Möbeln, ein paar alte Musikinstrumente im Wert von ungefähr 10 fl. Dreiundsechzig Gulden betrug der Besitz des größten Liederschöpfers aller Zeiten!

Man veranstaltete ein Konzert zur Errichtung eines würdigen Grabsteins. Drei Grabhügel von Beethoven entfernt ward Schubert bestattet, und in sein Denkmal

meißelte man die von Franz Grillparzer verfaßte, vielumstrittene Grabinschrift:

Der Tod begrub hier einen reichen Besitz,
Aber noch schönere Hoffnungen.

Zehn Jahre nach Schuberts Tod fand Robert Schumann bei einem Besuch in Wien das verstaubte Manuskript der C-dur-Symphonie. Er nahm sie mit sich nach Leipzig, wo das Gewandhaus-Orchester unter Mendelssohns Leitung sie zu Gehör brachte; der Erfolg war durchschlagend. Die andere Symphonie schien nicht zu Ende gediehen oder sollte vielleicht gar nicht fortgesetzt werden, doch die zwei Sätze, die wir von ihr haben, drängen in ihrer erlesenen Schönheit jedem Musikfreund, der sich dem Zauber der «Unvollendeten» hingibt, je nach seiner Einstellung die Frage auf: was es hier noch zu vollenden gäbe, oder was aus ihr geworden wäre, hätte der Schöpfer die Vollendung erlebt.

Schubert starb als Einunddreißigjähriger. «Die Zeit, so zahllos und so Schönes sie gebiert, einen Schubert bringt sie nicht wieder», klagte Robert Schumann. Die Lieder allein, deren Zahl mehr als sechshundert beträgt, haben den Jungverstorbenen unsterblich gemacht, doch in jenen beiden Symphonien erreicht er Höhen, die auch er nie zuvor oder nachher erstieg. Diese Werke bezeichnen den Beginn eines neuen Lebensabschnittes, einer Zeit reifster Vollendung. Das «Nervenfieber» raubte der Welt «einen reichen Besitz» und zerschlug ihre «noch schöneren Hoffnungen».

So mancher Stern milderer Leuchtkraft verblaßte in Wien von Zeit zu Zeit unter dem Walten der furchtbaren Krankheit. Einmal ging es um Opfer schwerer Seuchen, das anderemal um vereinzelt Fälle. Genau so stand es in Europa überhaupt. Einige Epidemien tauchten in Irland auf, meist in Zeiten von Hungersnot, und deshalb sprachen die Irländer von «Hungertyphus». In einem Jahr gingen mehr als fünfundvierzigtausend Iren daran zugrunde. Ein Arzt stellte fest, die Ursachen der Krankheit lägen «in unzureichender und schlechter Ernährung, ausschweifender Lebensweise, Vernachlässigung der persönlichen Reinlichkeit... und dem Umstand, daß die Leute in ungelüfteten Wohnungen zusammengepfercht leben wie Herdentiere. Diese verderblichen Wohnheiten gibt der Ire auch nicht auf, wenn er auswandert.» Vielleicht, vielleicht auch nicht: aber jedenfalls verschleppten die auswandernden Iren die Krankheit nach England, Schottland und Amerika.

Im Jahre 1823 wurde Philadelphia von einer heftigen Epidemie heimgesucht. Ihrer Beobachtung widmete sich ein junger amerikanischer Arzt, der eben von Paris kam, wo er nach seiner Promotion weiterstudiert hatte; er

hieß William Wood Gerhart. Der junge Mann machte eine große Entdeckung. Bis dahin hatte man das «Kerker- oder Fleckfieber», den «Hunger-, Schiffs-, Lazarett-, Kriegs- oder Flecktyphus» mit dem zusammengeworfen, was wir heute schlechthin Typhus, nämlich Unterleibstypus nennen. Er bewies, daß Patienten mit Typhus Geschwüre in den Eingeweiden hätten, während an Fleckfieber Erkrankte solche Geschwüre nicht besäßen. Er tat dar, daß man es mit verschiedenen Krankheiten und dementsprechend verschiedenen Krankheitsursachen zu tun habe. «Fleckfieber» oder «Flecktyphus», «Kerkerfieber», «Hunger-, Lazarett-, Kriegs- und Schiffstypus» waren stets ein und dieselbe Krankheit, nur Unterleibstypus war etwas völlig anderes.

Immer wieder tauchte das Fleckfieber von neuem auf. Bücher und Bücher wurden darüber geschrieben, Theorien über Theorien aufgestellt, um die Art seiner Verbreitung zu erklären. Die lebhaftesten Meinungsverschiedenheiten herrschten über die Ursachen der Erkrankungen, allgemein kam man jedoch dahin überein, daß die Seuche ihren größten Zoll unter den Armen und Elenden einhob und daß sie vor allem in Bevölkerungsschichten wütete, deren Lebensweise den Gesetzen der Hygiene widersprach. Endlich fand das Rätsel seine Lösung durch einen aus der großen Schar der stillen, bescheidenen, emsigen Laboratoriumsforscher, durch einen jener Menschen, die in Zurückgezogenheit ihre Jahre daranzusetzen, die Geheimnisse von Leben und Tod ans Licht zu bringen. Er hieß Charles Nicolle — ein Name, unbekannt der großen Welt und nicht allzuweit bekannt in ärztlichen Kreisen. Die jüngst erfolgte Verleihung des Nobelpreises lenkte neuerlich die Aufmerksamkeit auf seine Entdeckungen, deren eine alsbald zur Vorbeugung gegen das Fleckfieber und zu seiner Ausrottung unter den zivilisierten Völkern führte.

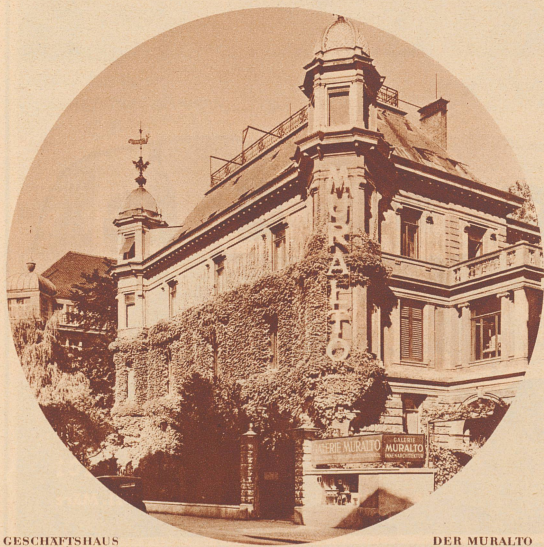
Charles Nicolle kam aus Rouen, 1903 wurde er zum Leiter des Pasteur-Institutes in Tunis ernannt. In Tunis findet man Araber, Moscheen, Harems und Scheichs. Niemand kannte man es als Land von wissenschaftlicher Bedeutung, bis Nicolle hierin grundlegende Aenderung schuf, denn er setzte Tunis auf die Karte der gelehrten Welt. Sogleich nach seiner Ankunft gestaltete er das Pasteurinstitut völlig um und durchtränkte es mit dem Geist wissenschaftlicher Forschung. Hierauf begann er mit der Veröffentlichung einer medizinischen Zeitschrift, deren Aufsätze seine und seiner Kollegen Untersuchungen schilderten. In Kürze fand diese Zeitschrift nah und fern Verbreitung in medizinischen Buchläden und der hohe Wert ihrer Beiträge zog aller Augen an. Aerzte aus der ganzen Welt kamen nach Tunis, um Nicolles Leistungen

(Fortsetzung Seite 377)

MURALTO

WOHNUNGSEINRICHTUNGEN

Geschäftsleitung: Otto Merian Dipl. Architekt
PELIKANSTRASSE 10
ZÜRICH



GESCHÄFTSHAUS

DER MURALTO

